

Abb. 1: Johann Nikolaus Reuling: Gießenansicht, Öl auf Leinwand, 1772, 67,5 x 85 cm signiert, im Besitz des Oberhessischen Museums, Gießen

Universität und Stadt –

Historische Streiflichter

Grundzüge der deutschen Universitätslandschaft seit dem Mittelalter

Von Rüdiger vom Bruch

Unter dem Titel „Phänomen Uni-Stadt. Zwischen Soziotop und Standort“ veranstaltete der „Fachdienst Kultur“ der Stadt Marburg im Mai 2006 eine bundesweite Fachtagung für Vertreter aus Universitäten und Kommunen, bei der „erstmalig das spezifische Verhältnis von Stadt und Universität in Orten mit einer besonderen Bedeutung der Hochschule(n) in Geschichte, Kultur, Stadtentwicklung und lokaler Lebenswelt“ untersucht werden sollte. Der Berliner Wissenschaftshistoriker Rüdiger vom Bruch hielt den Einleitungsvortrag über „Grundzüge der deutschen Universitätslandschaft seit dem Mittelalter“, der im Folgenden dokumentiert wird.

„Stadt erscheint in diesem Kontext eindeutig, nämlich die eine Universität beherbergende Kommune. Das konnte in dreierlei Form geschehen.

Erstens: Lehrende und Lernende schlossen sich zusammen und erwählten eine Stadt als Standort. Das war in der Entstehungsphase europäischer Universitäten um 1200 der Fall, und damit geht es vor allem um eine abgrenzende Rechtsbeziehung zwischen Kommune und akademischer Korporation. Ein schönes Beispiel ist die Urkunde Kaiser Barbarossas aus dem Jahre 1158 für die Universität in Bologna, welche gemeinhin als erstes Dokument akademischer Freiheit gilt. Doch was meint hier akademische Freiheit in den spannungsreichen Konflikten jener Zeit zwischen Stadt und Korporation? Der Kaiser gewährte den Studierenden freies Geleit von ihrer Heimat bis zum gewählten Universitätsort und zurück; er gestand ihnen im Fall einer Anklage freie Richterwahl zu, in der Regel der Bischof jenes Ortes oder der Magister, bei dem man studierte. Vor allem aber sollte kein Scholar in Bologna für die Schulden eines Landsmannes haftbar gemacht werden können – und das war das Wichtigste. Sie sehen, wo damals offenbar die Hauptprobleme lagen und damit der Kern akademischer Freiheit...

In späteren Jahrhunderten erübrigten sich derart spezielle Rechtsvorschriften zwischen Städten und ihren Universitäten, weil nun die landesherrlichen Universitätsgründer ohnehin verbindliches Recht für ihr Territorium setzten. Wir kommen damit zur *zweiten* Form der Beziehung Stadt und Universität: Alle Universitäten innerhalb des deutschen Reiches wurden – beginnend mit Prag 1348 – gegründet von weltlichen oder kirchlichen Landesherrn, und diese bestimmten den Ort der Gründung – sei es eine Hauptstadt wie Wien oder ein Provinznest wie Bützow oder Rinteln – und damit auch die Rechtsbeziehungen dort. Deutsche Universitäten sind von Beginn an landesherrliche, später dann staatliche Veranstaltungen. Der Landes-

herr bzw. Staat reglementiert und renumeriert, er bestimmt und bezahlt, Ersteres zumeist intensiv und Letzteres zumeist dürftig. Die Stadt selbst hat damit kaum etwas zu tun.

Gelegentlich, wenn das Verhältnis zur Stadt und das Leben in ihr allzu unerträglich erschien, schritt man zur Translokation: Die ganze Universität zog aus und ließ sich in einer anderen Stadt nieder, blieb dort oder kehrte bei gelobter Besserung in die frühere zurück. Doch das war nur in sehr kleinen Städten mit einer sehr kleinen Universität denkbar, welche allenfalls über ein Gebäude verfügte, und natürlich setzte das politische Zerrissenheit im betreffenden Territorium voraus. Wesentlich bedeutsamer war, vor allem im 19. Jahrhundert, eine vom Landesherrn angedrohte Translokation oder Schließung einer Universität. So bewunderte man etwa im Deutschen Bund 1837 die mutige Protestation der „Göttinger Sieben“, doch im Magistrat sah man das ganz anders, weil der erboste König mit der Schließung der Universität drohte. Die betroffenen Professoren könnten sich ja leicht anderswohin berufen lassen, während der Stadt ihre Wirtschaftsgrundlage wegbräche. Gut ein Jahrzehnt später wurden derartige Drohungen ein probates Druckmittel gegen politische Aufmüpfigkeit während der Revolution 1848/49, als in mehreren Bundesstaaten vor allem mittel- und kleinstädtische Universitäten angesichts befürchteter Schließung oder Translokation vor der Obrigkeit kuschten. Zwar kam es zu einigen zentralen politischen Kundgebungen deutscher Studenten und Professoren, aber vor Ort beobachteten wir ein buntscheckiges Muster von Verhaltensweisen; das Ergebnis war im großen und ganzen eine Revolution ohne Universität und eine Universität ohne Revolution.

Nicht nur einzelne politische Konflikte bewirkten das Gespenst einer Auflösung. Der große politische Strukturwandel um 1800 im Gefolge der Revolutionswirren, der Napoleonischen Kriege, der Mediatisierung 1803 und der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches



Abb. 2: Die mutige Protestaktion der „Göttinger Sieben“ 1837 wurde von vielen bewundert, der erboste König drohte allerdings mit der Schließung der Universität. Die „Göttinger Sieben“: Wilhelm Grimm, Jacob Grimm, Wilhelm Eduard Albrecht, Friedrich Christoph Dahlmann, Gottfried Gervinus, Wilhelm Eduard Weber und Heinrich Georg August Ewald, Lithografie von Carl Rohde, 1837/38.

Deutscher Nation 1806 zog ein so genanntes Universitätssterben nach sich. Nach Übergründungswellen im konfessionellen Zeitalter pendelte sich nun die Zahl deutscher Universitäten auf gut zwanzig ein, doch das braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Nur einige markante, teils staats-, teils bildungspolitisch, teils wirtschaftlich begründete Translokationen will ich erwähnen: 1800 wurde die alte bayerische Landesuniversität Ingolstadt in die Festungsstadt Landshut verlegt, 1826 dann in die Hauptstadt München, nach dem Vorbild der 1810 in der preußischen Hauptstadt Berlin errichteten Universität. Diese wiederum hatte die Schließung der ältesten brandenburgischen Universität „Viadrina“ in Frankfurt an der Oder bzw. ihre Zusammenlegung 1811 mit der vormaligen Jesuitenuniversität in Breslau zur Folge. Und denken Sie schließlich an das hiesige Umfeld: Als 1866 nach dem Sieg über Österreich die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main an Preußen fiel, gab



Abb. 3: Der Erfurter Dom vom Petersberg aus. Die Universität Erfurt vornehmlich als Schöpfung des Magistrats bereits 1392 eröffnet, wurde 1816 geschlossen und erst wieder nach der Wende 1992 neu gegründet.

Foto: Universität Erfurt

es einige Jahre später Vorstöße, natürlich sogleich heftig bekämpft, in diesem Handelszentrum eine Universität um den Preis der gleichfalls an Preußen gefallenen Universität Marburg zu errichten; auch die aus historisch-politischen Gründen nicht weit von Marburg entfernte und noch näher an Frankfurt gelegene Hessen-Darmstädtische Landesuniversität Gießen würde, so befürchtete man dort, der Sogwirkung Frankfurts zum Opfer fallen.

Städte als Akteure

Ich komme gleich noch auf den hiermit verbundenen schwierigen Komplex von Traditionsverhaftung, Prestige-Betonung und Wirtschaftskraft als Standortfaktoren im 19. und 20. Jahrhundert zurück, will jetzt aber an diesem Beispiel auf eine *dritte* Form der Beziehung zwischen Stadt und Universität aufmerksam machen. Eine Universität Frankfurt am Main als Projekt staatlicher preußischer Wissenschaftspolitik scheiterte zwar im frühen Kaiserreich, doch 1914 öffnete eine stadtbürgerlich getragene Stiftungsuniversität in Frankfurt ihre Pforten. Neben Städten als erwählten Orten von

Lehrenden und Lernenden wie im europäischen Hochmittelalter, neben Städten als landesherrlich-staatlich festgelegten Sitzorten für Universitäten wie fast durchweg seit dem Spätmittelalter im deutschen Raum, treten damit Städte als Akteure selbst auf den Plan. Wohl gibt es auch hierfür frühe Beispiele. 1392 eröffnete die zum Erzbistum Mainz gehörende Universität Erfurt vornehmlich als Schöpfung des dortigen Magistrats, worauf man sich nach der Wende 1989 wieder besann; städtische Initiativen bestimmten die Gründungen in Köln und in Basel. Im Gefolge der Reformation entstanden im 16. Jahrhundert reichstädtische protestantische Universitäten in Straßburg und in Altdorf auf Nürnberger Territorium. Um 1900 entschlossen sich dann maßgebliche deutsche Industrie- und Handelsstädte in signifikanter Weise zu kommunal getragenen Neugründungen. Da ist zum einen ein neuartiger, 1898 in Leipzig einsetzender, sich rasch im Reich verbreitender und von den jeweiligen städtischen Kaufmannschaften getragener Typus Handelshochschule, zum anderen gehen aus kommunalen Initiativen 1914 die Universität Frankfurt am Main, 1918 die

schon vor dem Weltkrieg geplante Universität Hamburg und 1919 die Universität Köln hervor. Auch darauf komme ich noch zurück, denn das ist ebenso zeittypisch bedeutsam wie zeittypisch beschränkt; insbesondere das Frankfurter Modell Stiftungsuniversität fand Nachfolger erst wieder seit der von Nordrhein-Westfalen 1982 genehmigten Universität Herdecke. Streng genommen handelte es sich bei Frankfurt, Hamburg und Köln nicht um wirkliche kommunale Universitäten, da der Staat vor allem die Prüfungsordnungen und die staatsäquivalente Regelung beamteter Professoren zu genehmigen hatte, doch prägten diese Kommunen die Neugründungen gemäß ihren Ausbildungs- und Forschungsinteressen. Herausragend für Frankfurt war die Finanzierung durch privates, fast durchweg deutsch-jüdisches Kapital.

Drei Typen von Universität

Ich habe bislang die Rolle der Städte für die hier angesiedelten Universitäten gemustert. Was aber heißt Universität? Wenn heute von ‚Volluniversität‘ die Rede ist, meint dies das Vorhandensein al-

ler Fakultäten bzw. Fachbereiche; zugrunde liegt die Idee einer Einheit oder zumindest Gesamtheit aller Wissenschaften. Doch dieses Verständnis einer *universitas litterarum* kam erst um 1800 auf, programmatisch fixiert in der Berliner Gründung 1810. Ursprünglich meint Universität hingegen keinen Wissenschafts-, sondern einen Personenverband, eine Rechtsgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, eine verschworene Einung gemäß den Zünften. Ich sagte es schon, die ältesten Universitäten in Europa um 1200 wurden nicht gegründet, sie entstanden - als institutionelle Verfestigung von Personenverbänden - mit zwei unterschiedlichen Schwerpunkten. Bologna war eine Studentenuniversität vor allem von Juristen aus allen Regionen des damaligen Europa. *Universitas* meinte hier den Zusammenhalt von Studierenden aus verschiedenen *nationes*, und die Studenten stellten die Rektoren der Universität. Ganz anders Paris als Magisteruniversität, in der die lehrenden Theologen den Ton angaben, hervorgegangen aus den Kathedral- und Domschulen des frühen Mittelalters; Paris rückte zur Entscheidungsinstanz für alle theologischen Streitfragen im christlichen Abendland auf, und mit Paris verbindet sich die Vorstellung von Universität als gesamtpersonaler Rechtsraum, als *universitas magistrorum et scholarium*. Dieses Modell lag dann allen deutschen Gründungen seit Prag, Wien und Heidelberg zugrunde.

Ebenfalls um 1200 etablierte sich als dritter Typus zeitgleich in Oxford und Cambridge die dezentrale College-Universität, als zeitweilige Lehr-, Lern- und Lebensgemeinschaft in eng vernetzten Colleges unter dem lockeren Gesamtdach Universität und gegenüber den Schwerpunkten Jura in Bologna und Theologie in Paris vorwiegend konzentriert auf empirische Wissenschaften. Diese ursprüngliche Dreiteilung ist zu beachten, und sie wirkte fort. Um 1800 formte sich eine neuartige, bis zur Gegenwart fortwirkende Dreiteilung im europäischen Universitätssystem heraus. Wissenssoziologen sprechen von einer französischen Ausbildungs-, von einer englischen Erziehungs- und von einer deutschen Forschungsuniversität.

Ich erwähnte eben den englischen College-Typ; damit verbunden ist ein

von der eigentlichen Stadt abgetrennter Campus als Lehr-, Lern- und Wohngemeinschaft der Magister und Scholaren, wie er sich später auch in den nordamerikanischen Kolonien bzw. den Vereinigten Staaten durchsetzte. Im deutschen Raum war indessen die Universität in die Stadt integriert. Neben den Lehrgebäuden gab es zwar Bursen als eine Art von Studentenwohnheimen, doch typisch war das privat an Studenten vermietete Zimmer, sehr häufig durch die Professoren selbst, welche aus Kost und Logis nicht selten höhere Einkünfte erzielten als aus ihrer Lehrtätigkeit. Bei einem Spaziergang etwa durch Göttingen und Marburg oder durch die vormalige Universitätsstadt Helmstedt bezeugen zahlreiche Tafeln an Wohnhäusern, welche bekannten Professoren oder auch welche nachmals berühmten Studenten hier länger oder vorübergehend gewohnt hatten. Die Universität prägte Stadtbild und städtischen Alltag, zumal in der Regel kleinere und mittlere, also leicht überschaubare Städte Universitäten beherbergten; Großstädte wie die Kaiserstadt Wien, die Bischofsstadt Köln oder die Handelsmetropole Leip-

zig waren da Ausnahmen, typisch eher Orte wie Tübingen oder Marburg, von denen es hieß, sie hätten nicht, sondern seien eine Universität.

Standortfaktoren von Universitätsstädten

Diese Beobachtung lenkt über zu Standortfaktoren. Gelehrsamkeit sollte sich in ruhiger Abgeschlossenheit entfalten, allzu viele Ablenkungen oder gar anstößige Verführung waren zu vermeiden, Studenten als Radaumacher oder gar politische Unruheherde hielt man von den großen und den Hauptstädten fern. Auch waren kleinere Orte für studentische Mobilität von einer Universität zur anderen eher geeignet. Die dezentral-kleinräumliche Struktur der deutschen Universitätslandschaft in der frühen Neuzeit wird besonders deutlich, wenn wir auf neue, auf konkurrierende Wissenschaftsstandorte im 18. Jahrhundert schauen. Da Universitäten vor allem Ausbildung und damit die Weitergabe gesicherten Wissens betrieben, konzentrierte sich Forschung, also die Entdeckung von Neuem, auf den neuen Ty-

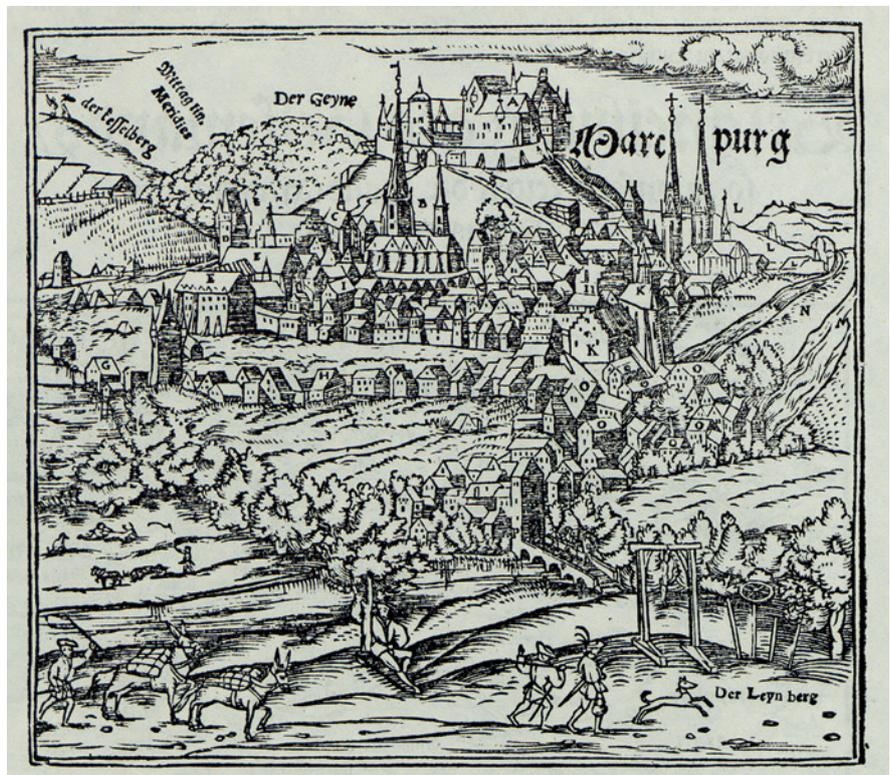


Abb. 4: Ansicht der Stadt Marburg, Reproduktion aus Sebastian Münsters „Cosmographia“ von 1550, in: Eva-Marie Felschow, Carsten Lind: Ein hochnutz nötig und christlich Werck – Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007, S. 8



Abb. 5: Das Aula-Gebäude der Universität Göttingen, zentraler Veranstaltungsort der „Georgia Augusta“ und heute Sitz des Präsidiums, die 1737 gegründet wurde von Georg II., König von Großbritannien, der als Georg August zugleich Kurfürst von Hannover war.

Foto: Universität Göttingen

pus Akademie und gelehrte Sozietäten, und ihn finden wir, nach dem Vorbild London und Paris, seit 1700 bevorzugt in Residenzstädten wie Berlin, München oder Mannheim. Vor allem aber erwählten nun Landesherren ihre Residenzstädte als Standort für ein neues technisches Hochschulwesen nach französischem Muster, hier wurden vorzugsweise Bergbau-, Artillerie- und Festungsingenieure sowie Militärärzte ausgebildet, Keimzellen späterer technischer Universitäten wie etwa in Berlin, Braunschweig, Karlsruhe oder Stuttgart, jeweils keine typische Uni-Stadt.

Universitätsgründungen in jener Epoche spiegeln Reformimpulse zur Überwindung konfessionell-scholastischer Impulse wider, einsetzend mit Halle 1694, glanzvoll dann Göttingen 1737, etwas im Schatten Erlangen 1743. Einige Traditionsuniversitäten vermochten ein ganz neuartiges kulturelles Ambiente zu entfalten wie Jena in der Goethe-Zeit, doch die Mehrzahl der deutschen Uni-

versitäten des 18. Jahrhunderts blieben klein in Profil und Umfang; die letzten Neugründungen im Alten Reich in Bonn und Münster verdankten sich fürstbischöflichem Repräsentationsbedürfnis. Ich erwähne diese Städte, weil von ihnen eine Brücke zu einer spezifischen Grenzlandkulturpolitik im 19. Jahrhundert führt. 1818 errichtete Preußen in Bonn, zum Leidwesen von Köln und Münster, eine neue Prestige-Universität an der Westgrenze, noch klarer erfüllten eine solche Funktion die 1872 de facto von Preußen gegründete Reichsuniversität in Straßburg und die nach 1900 an der russischen Ostgrenze geschaffene Akademie in Posen, welche auch eine strukturschwache Grenzregion beleben sollte - ein Motiv, das aber erst seit den 1960er Jahren standortbestimmend wurde.

Großstadtuniversitäten

Mit Berlin und München etablierte sich im frühen 19. Jahrhundert der Typus

Hauptstadtuniversität als Mittelpunkt vielfältiger urbaner Wissenschaftseinrichtungen - heute spricht man gern von Synergieeffekten - und entgegen allen Warnungen vor metropolitanen Verlockungen. 1811 drehte der Philosoph Fichte als erster gewählter Berliner Rektor den Schuh um in seiner Rektoratsrede über die einzig mögliche Gefährdung akademischer Freiheit: Gerade in einer großen Stadt könne sich der Student leichter in seiner einsamen Stube dem Lernen widmen, vor allem aber sei hier das Laster in abgeschotteten Etablissements etabliert und trete nicht verführerisch an den Studenten heran. Fichte war bekanntlich ein idealistischer Philosoph. Ein Jahrhundert später galten geschlechtskranke Studenten als Hauptproblem großstädtischer Universitäten, und als solche hatten sich Berlin, Leipzig und München mittlerweile weit vom übrigen Feld abgesetzt.

Großstadtuniversitäten wurden im 19. Jahrhundert Industriezentren; dem-

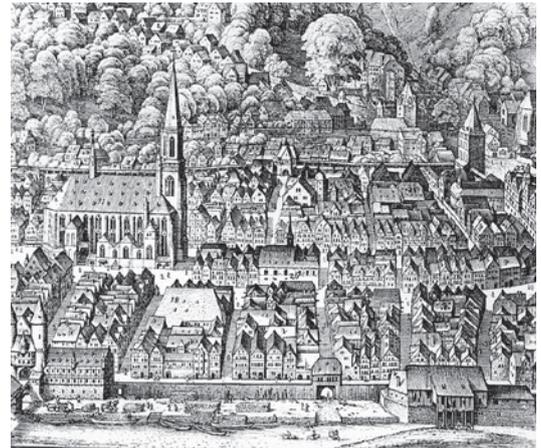
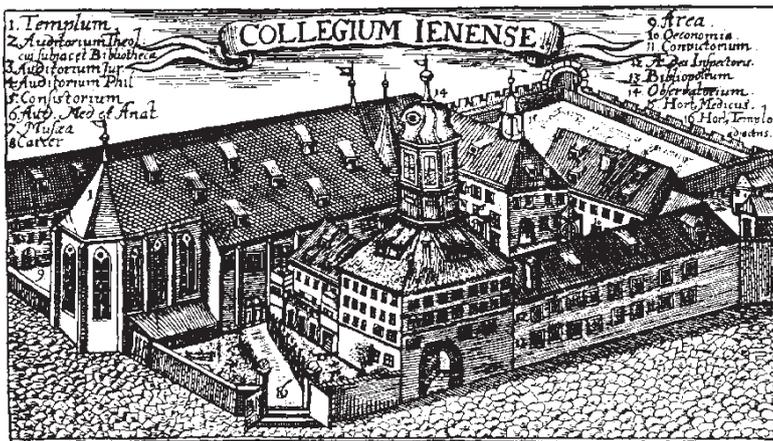


Abb. 6: a) Der Collegienhof, die Gründungsstätte der Universität Jena (links). Quelle: Universitätsarchiv Jena. – b) Die Altstadt von Heidelberg (rechts). Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg/Bildarchiv Nr. 561

entsprechend waren Studenten hier im Unterschied zu den Uni-Städten direkt mit der sozialen Frage konfrontiert, dem Wohnungselend und der Proletarisierung. Nicht zufällig finden wir die als Kathedersozialisten geschmähten professoralen Sozialreformer in Berlin, München und Leipzig, nicht zufällig formierte sich eine Finken- und Freistudentenbewegung in Opposition zum etablierten studentischen Verbindungswesen in diesen Städten, organisierte um 1900 Arbeiterunterrichtskurse und begründete schon vor dem Ersten Weltkrieg Allgemeine Studentenausschüsse; nicht zufällig entstanden in Berlin bereits 1880 die ebenso sozial- wie nationalpolitisch motivierten und zugleich antisemitisch ideologisierten Vereine Deutscher Studenten, ebenfalls in Kontrast zu den studentischen Korporationen. Zwar prägten prächtig gewandete Korporationschargen festliche Aufzüge auch in Leipzig und Berlin, etwa zu den Universitätsjubiläen 1909 und 1910, doch im Stadtbild blieben sie eher unauffällig. Maßgeblich für die Weimarer Republik wurde dann insbesondere in den Großstädten der Typus Werkstudent. Soziale Realität und öffentliche Wahrnehmung von Studierenden klappten nun weit auseinander, wenn Sie etwa an Plakate zu dem in der Weimarer Republik beliebten Genre Studentenfilme denken. Ein Welterfolg wurde, in Anlehnung an die Vorkriegsschmonzette „Alt Heidelberg“, die Hollywood-Produktion „The Student Prince“ von Ernst Lubitsch 1926, deren Popularität angeblich Heidelberg vor dem Bombenterror im Zweiten Weltkrieg bewahrte. In klei-

nen Uni-Städten mochte vor 1933 einiges davon noch fortleben, doch der reißende Zulauf zur NS-Studentenorganisation bereits seit den späten zwanziger Jahren erklärt sich nur bedingt ideologisch, wichtiger war ihr attraktives Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsangebot in der Wirtschaftskrise.

Das Lehrangebot von Berlin, Leipzig und München zeichnete sich seit etwa 1880 durch moderne Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie durch Sozialhygiene aus. Doch den Professionsinteressen moderner Industriezentren genügte solche Erweiterung an Traditionsuniversitäten nicht, welche immer noch vorwiegend für Staatsberufe, nicht für Industrie und Handel ausbildeten. So errichteten städtische Kaufmannschaften seit 1898 an vielen Orten die bereits erwähnten Handelshochschulen. Hier wie auch im Fachgebiet Chemie an Technischen Hochschulen wurde in schwieriger Abstimmung zwischen Hochschule, Staat und Interessenverbänden als neuartiger Abschluss das Diplom eingeführt, bei dem konkrete Berufsinteressen das Hochschul-Curriculum modellierten, seit 1923 dann auch in den Wirtschaftswissenschaften der Universitäten. Der mit dem Diplom bewirkte Traditionsbruch war ungeheuer, denn die moderne deutsche Forschungsuniversität des 19. Jahrhunderts beruhte auf einem Zwei-Phasen-Modell: streng wissenschaftliche Bildung in der Universität bis Promotion und Erstem Staatsexamen, anschließend praktische Ausbildung in Vikariat, Referendariat und Medizinalassistenten.

Auf industriestädtische Bedürfnisse

waren auch die bereits genannten Universitätsgründungen in Frankfurt am Main, Hamburg und Köln zwischen 1914 und 1919 zugeschnitten, finanziert von der Bürgerschaft und vorangetrieben durch machtvolle Oberbürgermeister wie Adickes, von Melle und Adenauer, in Frankfurt vor allem als Karrierechance für ansonsten benachteiligte jüdische Dozenten konzipiert, in Hamburg, einer bislang typisch universitätsresistenten Hansestadt, aus kolonialwissenschaftlichen und tropenmedizinischen Einrichtungen hervorgegangen, in Köln als Innovationsschleuse für moderne Sozial- und Wirtschaftswissenschaften entworfen. Paradoxiere wurde ausgerechnet in Hamburg 1968 bei einer Rektoratsübergabe das berühmte Transparent „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“ entrollt.

Großstadt und Universität

Wie weit verträgt sich Urbanität mit Universität in großstädtischem Ambiente? Astronomisch explodierende Immobilienpreise begrenzen universitäre Ausdehnung. Eben dies erwies sich um 1900 in Berlin, und eben darum erwog der bedeutende preußische Wissenschaftsadministrator Friedrich Althoff ein „deutsches Oxford in Dahlem“, die Verlegung der innerstädtischen Universität an die Peripherie auf königlichen Domänenbesitz, wohl auch stimuliert durch das erfolgreiche angelsächsische Campus-Modell. Dazu ist es nicht gekommen, doch entstanden in Dahlem seit 1911 die wichtigsten Forschungsinstitute der neuen Kaiser-Wilhelm-Ge-

sellschaft zur Förderung der Wissenschaften; seit 1948 etablierte sich hier die aus Protest gegen kommunistische Vereinnahmung translozierte Freie Universität, freilich verteilt auf randstädtische Villen, kein eigentlicher Campus. Das Campus-Modell im Sinne geschlossener Gebäudekomplexe am Rande der Stadt setzte sich erst seit der Neugründungswelle der 1960er Jahre mit Bochum, Bielefeld und Konstanz durch, freilich nur sehr begrenzt als soziales Campus-Modell. Die meisten Neugründungen wurden Regionaluniversitäten mit Fünf-Tage-Woche oder gar täglicher Anreise im Gegensatz zu den traditionellen Uni-Städten oder auch zu dem untypischen Fall FU Berlin, wo die In-sellage nicht einmal Ausflüge in die Umgebung erlaubte und damit ein einzigartiges Biotop für permanente politische Kommunikation 1967/68 bildete.

Ich habe Standortfragen diskutiert und damit natürlich auch Probleme der Infrastruktur berührt. Als Schleiermacher 1808 eine Universität in Berlin empfahl, betonte er vor allem die bereits vorhandenen wissenschaftlichen Institutionen und wissenschaftsförderlichen Einrichtungen – und das Vorbild war natürlich das viel bewunderte Göttingen. Um nur einiges zu erwähnen: eine leistungsfähige Forschungsbibliothek, eine eng mit der Universität kooperierende Gelehrten-Sozietät, Sternwarte, Botanischer Garten und zahlreiche bedeutende Sammlungen. Eben dies fand er auch in Berlin vor. Doch Infrastruktur meint noch mehr: die Ausrichtung stadtgewerblicher Entwicklung an Forschungsbedürfnissen. Studien zu Göttingen und zu Jena haben gezeigt, dass für eine typische Uni-Stadt nicht nur studentische Ausgaben und Gebühren einen maßgeblichen Wirtschaftsfaktor bildeten, dass daneben vor allem Verlagsbuchhandel, Feinmechanik und optische Gewerbe profitierten. Uni-Städte waren also vielfältig an die Universität als Wirtschaftsfaktor gebunden, nicht selten darauf angewiesen. In seiner Rektoratsrede von 1811 begründet denn auch Fichte die Chance einer

streng wissenschaftlichen Verankerung der Berliner Studenten damit, pekuniäre Interessen, Studenten um jeden Preis in der Stadt zu halten, schieden aus, weil Berlins Wirtschaftskraft darauf in keiner Weise angewiesen sei. Auch dies ein idealistischer Standpunkt?

Ökonomische Basis für Universitäten

Ich habe von der Bedeutung einer Universität für städtische Infrastruktur und Wirtschaftskraft gesprochen. Doch wie fundierten sich Universitäten wirtschaftlich selbst? Universitäten verdankten sich ökonomisch großzügigen Stiftungen, das verweist wie so manches Andere auf die ursprüngliche Nachbarschaft von Universität und Kirche – auch in der deutschen Tradition landesherrlicher Gründungen. Wie Klöster und Pfründen profitierten Universitäten vor allem von gestiftetem Grundbesitz. Während Universitäten im 18. Jahrhundert zunehmend und im 19. Jahrhundert fast ausschließlich vom jährlichen Staatszuschuss abhängig wurden, vermochten sich einzelne Universitäten wie Leipzig oder Greifswald noch bis zum

Ersten Weltkrieg weitgehend aus eigenem Grundbesitz zu fundieren. Noch nach 1945 stand jedem Münchener Professor ein Weihnachtsbaum aus universitätseigenen Forsten zu, der aber vermutlich wegen Not und kaltem Winter zu Brennholz verarbeitet wurde.

Doch die Wirtschaftskrisen nach dem Ersten Weltkrieg, nach 1929 und nach dem Zweiten Weltkrieg haben Universitätsvermögen weitestgehend vernichtet und mit ihnen auch universitäres Stiftungswesen. Bis zum Ersten Weltkrieg beobachten wir an fast allen deutschen Universitäten eine Vielzahl von meist begrenzten Stiftungen und Stipendien. In den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg wurde deutsches Bürgertum reich – um 1900 erreichte privatwirtschaftlicher Stiftungswille für Universitäten und außeruniversitäre Forschung einen einzigartigen Höhepunkt mit einem auffälligen Schwerpunkt deutsch-jüdischen Kapitals. Das brach in den nachfolgenden Wirtschaftskrisen ab.

Heute werden gerne amerikanische Stiftungsgelder zum Vergleich herangezogen. Aber taugt das? Harvard etwa kannte keine vergleichbaren politisch-

Foto: Elke A. Jung-Wolff



Prof. Dr. Rüdiger vom Bruch

Humboldt-Universität zu Berlin
 Institut für Geschichtswissenschaften
 Unter den Linden 6, 10099 Berlin
 Telefon: 030 2093-2870
 E-Mail: vombruchr@geschichte.hu-berlin.de

Rüdiger vom Bruch, studierte Geschichte und Germanistik, 1990 Ruf nach Tübingen, 1993 auf den Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der Humboldt-Universität Berlin. 1996/97 Konrad-Adenauer-Professur an der Georgetown University, Washington DC, USA. Von 1999 bis 2001 war Prof. vom Bruch Präsident der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte; 2006/07 Forschungsstipendiat am Historischen Kolleg in München. Publikationen u.a.: Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland (1890–1914) 1980; Weltpolitik als Kulturmission, 1982; Forschung für den Markt. Geschichte der Fraunhofer-Gesellschaft, 1999; Bürgerlichkeit, Staat und Kultur im Deutschen Kaiserreich, 2005; Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, 2006. Prof. vom Bruch ist Herausgeber des Jahrbuchs für Universitätsgeschichte sowie mehrerer wissenschaftsgeschichtlicher Publikationsreihen.

ökonomischen Erschütterungen. Hier häufte sich Kapital an, weil Alumni ihrer Universität danken, sie auch künftig vorne wissen wollen und aus Eitelkeit, mit dem eigenen Namen einen Hörsaal, eine Bibliothek oder eine Stiftungsprofessur zu zieren. Das ist in Deutschland anders: Universitäten als Staatsanstalten gelten auch finanziell als Staatsaufgaben, das Stiftungsrecht mindert Engagement. Vor allem aber mindert die viel gerühmte Mobilität deutscher Professoren und Studenten im deutschen Kulturraum des 19. und 20. Jahrhunderts – von Dorpat (heute Tartu) bis Zürich, wie Hermann von Helmholtz 1877 in einer Rektoratsrede rühmte – jene ganz enge Bindung an eine einzelne Universität, wie wir sie in den USA kennen.

Geselligkeit, Repräsentation und Außenwahrnehmung

Lassen Sie mich mit dieser Feststellung zu einigen abschließenden Bemerkungen über Geselligkeit, Repräsentation und Außenwahrnehmung im Verhältnis Stadt und Universität überleiten. Uni-Städte haben ihr je eigenes Gepräge, doch Professoren und Studenten wanderten mehr als sonst in der Welt von Ort zu Ort. Ein Profil ganz eigener Art ließ sich da schwer entwickeln, und auch der berühmte „Heidelberger Geist“ erweist sich bei näherem Hinsehen als Mythos. Auf der anderen Seite beherrschten Studenten und Professoren das innerstädtische Leben. In den Gaststätten boten insbesondere korporierte Studenten ein buntes Bild, Professoren pflegten Geselligkeit in der Stadt nicht nur untereinander. Im späten 19. Jahrhundert setzte jedoch ein struktureller Wandel ein, wie ich am Beispiel Tübingen zeigen möchte. Mit der Errichtung aufwendiger Kliniken und Institutsbauten zog die eigentliche Universität in Neubaugebiete am Rande der Altstadt um, in Tübingen im Bereich der Wilhelmstraße. Und indem die Korporationen durch Zuwendungen ihrer nun vermögenden Alten Herren wohlhabend wurden, ließen sie sich zum



Abb. 7: Der berühmte „Heidelberger Geist“ nichts als ein Mythos? Hier ein beliebtes Postkartenmotiv: Schloss und Alte Brücke. Doch der Tourismus in der weltberühmten Universitätsstadt hat auch seine Schattenseiten.

Foto: Heidelberg Marketing GmbH

Leidwesen der städtischen Wirte in eigenen Verbindungshäusern nieder, in Tübingen konzentriert auf dem Österberg.

Bei den Professoren wandelte sich ein gesellig-gelehrter Umgang. Zwar gab es weiterhin zahlreiche Kränzchen und Clubs, doch urbane Geselligkeit wandelte sich zu fachgelehrter Geselligkeit. Für Berlin habe ich das genauer verfolgt. Im 19. Jahrhundert gab es mehrere Dutzend Zirkel, vielfach benannt nach dem Wochentag, an dem man sich traf, in denen Professoren unterschiedlicher Fachgebiete mit städtischen Honoratioren zu gegenseitiger Belehrung und wissenschaftlicher Diskussion zusammentrafen – eine noch nicht in Fachterminologie mutierte allgemeine Bildungssprache erleichterte solches Gespräch. Doch das nahm in dem Maße ab, in dem nationale oder internationale Fachkongresse das Zeitbudget prägten. An die Stelle einer ständigen urban-gelehrten Kommunikation trat nun das Bestreben der Städte, große Kongresse in ihre Mauern zu ziehen.

Wissenschafts-Marketing und Tourismus-Marketing verflochten seitdem zunehmend bedeutungsvoll. Wissenschaftliche Bedeutung sicherte Kongresse, doch solche Bedeutung trat nach außen hin wenig ins Bild. Nehmen Sie Tü-

bingen nach dem Zweiten Weltkrieg: Innovativ wurden die Naturwissenschaften in Verbindung mit Max-Planck-Instituten auf der weit außerhalb der Stadt gelegenen Morgenstelle, etwa mit dem ersten deutschen Studiengang Biochemie um 1970. Öffentliche Reputation bedarf indes öffentlich bekannter Namen. So wurde zur gleichen Zeit Tübingen nicht als Mekka der Biochemie, sondern als Ort von Walter Jens, Hans Küng oder Theodor Eschenburg in der Öffentlichkeit wahrgenommen. Attraktiv wiederum sind historische Zeugnisse und damit standen für den Tourismus die Überreste der alten Universität in der Altstadt im Mittelpunkt. Im Zuge von Exzellenzwettbewerben und lokalen Profilbildungen steht heute wie kaum sonst in der deutschen Universitätsgeschichte die *corporate identity* im Mittelpunkt. Die eben für Tübingen genannte Trias hat dieser Uni sicher genutzt, nun ist die je unverwechselbare Uni-Stadt als Konzept gefragt. Aber das leitet von der Geschichte über zur Gegenwart und damit zum eigentlichen Thema dieser Tagung.“ •